

DER URSPRUNG DES ZWEIFELS AN DER GEDEUTETEN WELT AUS DEM ETHISCHEN UND ÄSTHETISCHEN BEWUSSTSEIN DES MENSCHEN

I

Einleitung und Überblick

Die vorliegende Arbeit entstand im Laufe von zwölf Jahren. Ich betone diese Verzögerung nicht, um eine reife, bedeutungsschwere Abhandlung anzuzeigen, der eine inrem langsamen Werden gemässe tiefere Aufmerksamkeit gebührte - denn wieviel wesentlicheres hätte ich nicht gern in dieser Zeitspanne vollbracht ! - Aber jener Zweifel, dessen Quellen nachzuspüren ich unternommen habe, zernte an allem, das ich begann. Von aller wissenschaftlichen Arbeit, von jeder aufopfernden Beschränkung auf ein Spezialgebiet, nielt er mich zurück. Es lockten mich manche Dunkelheiten der Natur und Geisteswelt sie forschend aufzuklären und zu erleuchten, doch ich drang nirgends vor, denn die Gedanken, zu deren Ausführung ich nun Kraft und Gelegenheit finde, behinderten mich und untersagten allen Fortschritt, weil sie immer wieder zu ihrem Ausgangspunkte zurückführten.

Seit meiner Jugend habe ich an einem Feingefühl gelitten, das, wie ich jetzt im Rückblick sehe, oft an das Krankhafte grenzte. Dies Feingefühl nährte sich an meinem täglichen Erleben, bis es zuletzt die Entwicklung einer mir eigenen intellektuellen Kritik meiner Welt bewirkte. Das syntnetische Weltbild, welches sich aus dem begrifflichen Denken ergibt, wollte ich stets mit den Erfahrungen des Augenblicks vergleichen, und immer

wieder entdeckte ich den Gegensatz zwischen tatsächlichem Erleben und der in der begrifflichen Erklärung gegründeten Vorstellung davon. Die Beschreibungen und Begründungen von der Welt und ihrer Ordnung an die sich das Kind schon gewöhnt, suchte ich an eigener, damals noch infantiler Erfahrung zu prüfen. War es nun weil ich sie nicht verstand oder weil sie tatsächlich unzulänglich waren, mit diesen Erklärungen und Begründungen, mit einem Weltschema, ob ich es selbst verfertigte oder ob man es mir bot, vermochte ich nicht mich zu begnügen. Weder dem Reichtum des Geschehens noch der Innigkeit des Erlebens wurde es gerecht, so dass einerseits die Realität der Welt, andererseits die Integrität des Ichs beeinträchtigt wurde.

Noch eh die Wissenschaftlichkeit als geschlossene Denkungsart mir begegnete, hatte ich begonnen das Wissen, das eigene sowohl wie das vermeintlich allgemeine, zu befragen. Die erhabenste Erscheinung der Natur, das stürmisch brandende Meer, die sterneneiche Nacht, oder die klare Bläue eines Sommermittags; das schlichteste Erleben unserer Sinne, die keusche Pracht einer einsam im Walde blühenden Anemone, der rieselnde Schnee vorm Fenster am klaren Winterabend, der nelle Einsatz eine Flötenmelodie: all dieser Dinge die ich erlebte, liess keines sich in einer Benennung andeuten, keines liess sich in einer Erklärung begründen, oder in einer ~~ERKLÄRUNG~~ Beschreibung erschöpfen, wie reich auch an Gelehrsamkeit, wie gross an Kunst, sie alle mussten immer wieder dem momentanen Sehen, dem Hören, dem Dabeisein weichen.

z. Aus dem Widerspruch von Erleben und Deutung entwickelt sich die Geistesrichtung, welche ich Zweifel nenne. Es bleibe daningestellt, ob dieser Zweifel einem Mangel oder einem Überfluss der intellektuellen Kräfte entspringt. Er durchbricht die logisch geordnete Vorstellungswelt und verursacht ein klareres, unbenintertes Gegenüber von Mensch und Ding. Einerseits besagt der Zweifel die kritische Erkenntnis von Deutungen und Deutungsversuchen in ihrer Beschränktheit, andererseits aber fördert er ein würdigendes Verständnis für die Wirklichkeit des Erlebens und des Erlebten. Der Zweifel verwandelt das Wissen. Er stiftet Unzufriedenheit mit vermeintlich Bekanntem, und aus der Unmittelbarkeit eigenen Erlebens erweckt er göltigeres Wissen. Nunmehr dringt das Wissen nicht, als schon immer fertiges Begriffsgeflecht, aus einer fremden, dem Verständnis verschlossenen Welt auf den Menschen ein, sondern vom Menschen selbst geht das Wissen aus zu den Dingen wovon es gilt, um sie mit einem Teil seines Wesens zu berühren. Aus der halbverstandenen Sprachformel, welche der Mensch bestenfalls zu benutzen, aber nie zu ergründen versteht, wird das Wissen zu einem geistigen Bereitsein, zur Fähigkeit gestaltend und ordnend in Natur- und Geisteswelt zu wirken. Das Wissen erscheint als Ausdruck eigenen Bestrebens und verspricht zugleich ein geborgenes Zuhause sein inmitten der Dinge.

Es gibt ein Scheinwissen, das sich überall als entgültige Weltdeutung aufdrängt. Das Scheinwissen ist nicht selbstverständlich, wie es beansprucht zu sein. Es will geglaubt werden, das ist sein Merkmal. Unser Glaube an das Wissen ist brünstiger als der Glaube in religiösen Sachen. Doch ist der Glaube an das Wissen ein Aberglaube, der ⁱⁿ unentwirrbaren Widerspruch verstrickt. Wahrhaft ist nur das Wissen, von dem der Mensch sich selbst nat^{ur} überzeugen können, und eigentlich wirklich ist auch dies Wissen nur im Augenblick tätiger Überzeugung. Denn seinem eigenen Gedächtnis darf der Mensch nicht mehr trauen als dem gemeinsamen. Daher entspringt das Bedürfnis immer wieder zurückzukehren zum eigentlichen Augenblick des Wahrheitserlebens. Daraus erklärt sich der Urwunsch selbst Zeuge zu sein. Nie weiss sich der Mensch in sicherem Besitze des Erlebten; darum kreist sein Denken um das Geschehene wie um einen anziehungskräftigen, doch unerreichbaren Punkt. Der Zweifel beginnt vereinzelt an Begriffsgebilden; dann dehnt er sich aus auf die gesamte Welt der Vorstellungen und erkennt sie überall als gedeutet.

3. Die Deutung ist der Ausdruck menschlichen Bedürfnisses in einer geordneten Welt zu leben. Das ist eine ursprüngliche Forderung des Geistes: die Gegenwart als gesetzmässige Fortentwicklung einer Vergangenheit zu erkennen, welche darüber hinaus in eine ebenso gesetzmässige, wenngleich unerforschbare Zukunft mündet. Gleichfalls fordert der Geist, dass die räumliche Umwelt, welche der Mensch tastend und schauend abmisst, an allen möglichen

Es gibt ein falsches Wissen, dessen Besitzer sich als Richter gebärden und über unser Erleben zu urteilen sich anmassen. Dies Wissen wollen sie überall als entgeltige Weltdeutung vorweisen. Aber ihr Wissen ist nicht selbstverständlich wie es beansprucht zu sein; es muss geglaubt werden. Der Glaube ist das Merkmal des falschen Wissens. Der Glaube an das Wissen ist oftmals brünstiger als der Glaube in religiösen Sachen. Wo aber das Wissen falsch ist, wird der Glaube ein Aberglaube, der in unentwirrbaren Widerspruch verstrickt. Wahrhaft ist nur das Wissen, von dem der Mensch sich selbst hat überzeugen können, denn die gemeinsame Erfahrung der Menschheit ist kein Ersatz für eigenes Erleben. Daher stammt der Urwunsch des Menschen, selbst Zeuge zu sein. Auch ist das eigene Wissen eigentlich wirklich nur im Augenblicke tätiger Überzeugung, denn seinem eigenen Gedächtnis darf der Mensch nicht mehr trauen als dem gemeinsamen. Daher entspringt das Bedürfnis immer wieder zurückzukehren zum eigentlichen Augenblicke des Wahrheitserlebens. Das ist der Sinn der unbedingten Wiederholbarkeit aller wissenschaftlichen Experimente. Nie weiss sich der Mensch in sicherem Besitze des Einsterlebten; darum kreist sein Denken um das Geschehene wie um einen notwendig zu ergreifenden doch unerreichbaren Punkt. Der Zweifel beginnt vereinzelt an Begriffsgebilden; dann dehnt er sich aus auf die gesamte Welt der Vorstellungen und erkennt sie überall als gedeutet.

3. Die Deutung ist der Ausdruck menschlichen Bedürfnisses in einer geordneten Welt zu leben. Das ist eine ursprüngliche Forderung des Geistes: die Gegenwart als gesetzmässige Fortentwicklung einer Vergangenheit zu erkennen, welche darüber hinaus in eine ebenso gesetzmässige, wenngleich unerforschbare Zukunft mündet. Gleicherfalls fordert der Geist, dass die räumliche Umwelt, welche der Mensch tastend und schauend abmisst, an allen möglichen

Raum grenzend mit ihm überall homogen und in allen Teilen vertauschbar sei. An den Gegenständen im Raum will der Mensch sich orientieren und er verlangt von ihnen, dass sie in äusserer Gestalt und innerer Struktur ein beständiges Bild des Seienden darstellen. Von diesen Bedürfnissen des Geistes gehen alle Deutungsversuche aus. Ihr Zweck ist die Zufälligkeit des Hier und Jetzt in dem der Mensch sich von Augenblick zu Augenblick befindet, aufzuheben, und seine Erkenntnis- und Handlungsfähigkeit aufs möglichste zu erweitern. Zuweilen aber, verfehlt die Deutung ihren Zweck, und das unmittelbar Erlebte, stat. ergänzt zu werden, wird verdrängt.

Ein naturnaftes Bedürfnis reizt schon das Kind zu primitiven Deutungsversuchen; jedoch erst die Erziehung, besonders die wissenschaftliche, pflegt und steigert die angeborene Neigung bis sie zuletzt sich nur mit umfassendster Weltdeutung befriedigt. Das Wissen, welches zuerst nur in praktischen Entscheidungen dem Nützlichen und Wirksamen dient, soll bald ein übersichtliches begriffliches Schema der Natur in allen ihren Gegenständen und Vorgängen bieten. Von Hoffnung und Fortschrittsglaube beseelt entsteht das Ideal einer Wissenschaftlichkeit welches die heutigen Mängel meines und meines Wissens gern übersieht, in gläubigem Harren einer progressiven wissenschaftlichen Apokalypse. Mit der Erwartung einer solchen Offenbarung ist auch die Jugend dieser Zeit begeistert. Unsere Fähigsten träumen davon, diesem gerade in unserer Zeit so siegreich vordringenden Triumphzug des Wissens ihre besten Kräfte zu weihen. Aber zuweilen beobachtet

man, wenn einer wänt berufen zu sein von dem unendlichen Umfang möglichen Wissens auch seinen kleinen Teil zu verwirklichen, dann ergreift ihn der genannte Zweifel und hält ihn zurück.

Obgleich die Deutung ursprünglich naturnafte Triebe entspringt, ist sie der naiven Einstellung weder unmittelbar gegenwärtig ~~noch~~ noch überzeugend. Erst durch Gewohnheit und Einübung verliert die Deutung ihre Fragwürdigkeit, denn in ihrer Aktualität ist sie immer nur fragmentarisch, und jene Vollständigkeit auf der ihre Überzeugungskraft beruht, bleibt Hypothese. Zwar sind Vollständigkeit im Ausmass und in der Intensität theoretisch denkbar, bleiben aber in der Ausführung, für jeden menschlichen Geist, jedenfalls, hoffnungslos unerreichbar. Die Deutung beansprucht eine logische Ordnung der objektiven Welt darzustellen, eine Ordnung welche, weil sie ideale Vollständigkeit voraussetzt, paradoxerweise praktisch niemals ausgeführt werden kann. Die Deutung ist ein Programm, das theoretisch nur mit Mühe zu überblicken ist; ein Programm, dessen Anfang nie überschritten ist, weil es unendlich, seinem Wesen nach unvollendbar, ist; ein Programm das uns begeistert nur wo wir es nicht durchdenken, seine Forderungen nicht ernst nehmen, und von dem Versuch sie konsequent durchzuführen, absehen.

Unser geistiges Erleben, unsere intellektuelle Tätigkeit, ist in der Begriffsstruktur der Deutung gefangen, sei es in dem privaten Begriffsschema mit dem als Werkzeug ein jeder die einfachen Aufgaben des Alltag löst, sei es in den gigantisch-überwältigenden Begriffsgebäuden der Physik oder der Geschichte. An

diesen Deutungen bildet sich der Geist, in ihre Formen wird er gegossen, und wo er selbst bildend wirkt, drückt er dem rohen Erleben die Gestalt ebenderselben Deutung die ihm schuf wieder auf. Verwunderlich ist es nicht, dass der Mensch seiner gedeuteten Gedankenwelt so treulich angeschlossen bleibt wie er es tut. Verwunderlich ist, dass es ihm überhaupt irgendwie gelingt, eine kritische, zweifelnde Einstellung der Deutung gegenüber zu gewinnen. Den Weg zu dieser Kritik aufzuzeichnen habe ich unter= nommen.

4. Die Disharmonie zweier Vorstellungsarten stiftet den Zweifel an der gedeuteten Welt. Den Vorstellungen, welche sich am gegenwärtigen Erleben entzünden, stehen die anderen Vorstel= lungen, welche von der Deutung gezüchtet werden, kritisch, ja kontradiktorisch, gegenüber. Für diesen Konflikt halte ich we= der einen zufälligen Irrtum der Deutung noch ein flüchtiges Fehlen des Gegenwartsbewusstseins verantwortlich, vielmehr einen prinzipiellen Gegensatz, welcher erst dann und wann, bald aber überall in Erscheinung tritt. Je klarer man die Wurzeln des Konfliktes sieht, umso unverkennbarer wird die zugrundeliegende Dichotomie. Wenn auch im Geschäft des Alltags es leicht fällt ihm zu ignorieren, und wenn die wissenschaftliche Begriffsbildung ihm auch kunstvoll überbrückt, der Streit währt fort, und über= all heiligen Gebrauch und Gewohnheit den Widerspruch.

Nennen wir inn den Widerspruch zwischen Bewusstsein und Deutung, und erkennen wir, dass Deutung verpflichtet ist, ihn zu verdecken und zu verschweigen. Sonst wäre es nicht nötig Deutung in ihrer begrenzten Gültigkeit in Frage zu stellen. Aber der Irrtum der Deutung ist schwer zu erhaschen. Ihr ist eigen immer nur vorläufig, provisorisch zu erscheinen. Ein Irrlicht ist uns ihr Locken mit entgültigem Wissen, und neckisch verwandelt es sich vor unsern Augen erneut ins Vorläufige. Erst wenn man dem Wissen als befestigtem Weltbilde entsagt, erst wenn man aufhört zu versuchen an diesen oder jenen Begriffen herumzuzuflicken und die sich immer wieder als unzulänglich erweisende Deutung noch einmal zu verbessern, erst dann wird es möglich werden die Deutung in die ihr gebührende Vorläufigkeit einzuklammern. Die Auszeichnung "Wirklichkeit", welche die Deutung in ihrem Wesen entsprechend verlangt, muss man ihr entgültig verweigern. Damit schlägt man, verzicht leistend auf die stolzen Behauptungen der Wissenschaft so wie auf die vertraulichen Glaubenssätze der Kindheit, einen schwierigen und gefährlichen Denkweg ein, der hart an den Klippen des Unsinn und am Sumpfe der Unverständlichkeit vorbei, dennoch zu einem tieferen Verständnis von Welt und Mensch führen sollte.

5. Die ethnische und ästhetische Betrachtung, die der Erkenntnis des Zweifels eine unentbehrliche Unterlage bietet, wurde anfangs unabhängig von der erkenntnistheoretischen Untersuchung der gedeuteten Welt angestellt. So darf ein jeder der selbstständigen Gedankengänge nach seiner eigenen Beschaffenheit beurteilt und gewertet werden. Wie zwei Ausschnitte in der Tiefe des Berges, den sie durchbohren, zu einander durchbrechen, so haben die erkenntnistheoretische Untersuchung und die ethnisch-ästhetische im Urgrund verschiedenster Probleme sich getroffen. Diesen bedeutenden Durchbruch, der viele Dunkelheiten erzieht und viele Widersprüche aufhebt, versuche ich in diesen Seiten darzustellen.

Wie Äste eines gemeinsamen Stammes entspringen Erkenntnistheorie, Ethik, und Ästhetik dem menschlichen Geist. Auf ihn, als auf ihren gemeinsamen Nenner, müssen sie bezogen werden. Gar oft ist ein und dieselbe Erscheinung zugleich Gegenstand unserer ethnischen, ästhetischen, und erkenntnistheoretischen Bestrebungen. Immer ist es ein und derselbe Mensch der erkennt und handelt und ~~erkennt~~ ästhetisch wertet. Aber der philosophische Brauch will es, dass ethnisch-ästhetische Erwägungen und erkenntnistheoretische sich auf getrennten Ebenen bewegen, als sei das Gewertete radikal verschieden von dem Erkannten, als habe der ethnisch-handelnde oder der ästhetisch wertende Mensch nichts mit dem erkennenden zu tun. Deshalb erscheint

es unmöglich Erkenntnis mit den Maßstäben des Guten und Schönen zu prüfen. Es wird vorausgesetzt, dass die Tatsache, die Frucht der Erkenntnis ihr eigenes Wertkriterion, die Wahrheit, in sich trage, ungebunden ans Schöne oder Gute. Umgekehrt, sind auch alle Versuche, Ethik und Aesthetik vom rein erkenntnismässigen Standpunkte zu erforschen, fruchtlos geblieben. Je intensiver sich die Wissenschaft als Anthropologie, Psychologie, Kunst- oder ~~XXXXXXXXXXXXXXXXXXXX~~ Kulturgeschichte mit ethisch-ästhetischer Wertung befasst, umso rätselhafter wird der Grund, umso fraglicher die Berechtigung des Wertens. Denn, was jedes wohlerzogene Kind weiss, nämlich, dass es Handlungen gibt die gut sind, und Dinge die uns Kraft ihrer Schönheit unvergleichliche Freude bringen können, - selbst dies Vorwort zu aller Ethik und aller Aesthetik weiss die Wissenschaft nicht zu begründen.

6. Eine ausgiebige Literatur bespricht ja rein, ja raus ethnische Forderungen, ~~XXXX~~ Sitten, und Gesetze, aber das Kernproblem der Ethik, - schon Plato erkannte es, - kommt selten zur Sprache. Warum hält der Mensch überhaupt etwas auf seine Handlung? Warum strebt er nach Zielen? Warum überhaupt fühlt er sich zu ethischer Tat bestimmt? So muss fragen, wer den Sinn bestehender Moralen prüfen will oder neue Forderungen an Individuum oder Gesellschaft stellen. Doch jeder befriedigenden Antwort wehrt ein uraltes Rätsel, eine Antinomie an der ~~XXXX~~ die ~~XXXXXXXXXXXX~~ Erforschung des Guten bisher zerschellte.

Die Unbestimmbarkeit des Guten, welche überall in praktischen Problemen auffällt, bekommt in der ethischen Antinomie ihre allgemeinste Formulierung. Die These der Antinomie behauptet, dass ethische Werte unzweideutig zu erkennen sein, und dass sie ewige, unbedingte Gültigkeit besitzen. Die Antithesis entgegnet, dass sie nur durch Zufall entstehen, nicht angeboren, sondern anerzogen, eine wirksame Vernichtung nützlicher Maximen, welche bestenfalls das Wohl der Gesellschaft fördern, aber weder notwendig noch unveränderlich sind. Um diese Antinomie kreisen die Fragen des ethisch bewussten Menschen. Ist es möglich, fragt er, dass die mir so unbedingten Befehle meines Gewissens nicht jedem Geschlechte, unter jedem Himmel gelten sollten? Kann ich die Erfahrung leugnen, dass ich selber, geschweige denn meine Mitmenschen, in fernem Lande, zu fremder Zeit, andere eventuell entgegengesetzte Werte vertreten hätte? Trotz meiner Gewissensartigkeit, wie kann ich umhin, mein eigenes Wertes als unbeständig und wandelbar zu erkennen? Soll, was sich offensichtlich dem Zufall preisgegeben verwandelt, ewig zwingend sein? Es ist nicht möglich, dass ein und dieselbe Handlung zugleich notwendig und zufällig, derselbe Wert zugleich absolut und relativ sei. Wo also liegt die Täuschung? Am Anfang jeder ethischen Erörterung muss so gefragt werden.

Auf die These der Antinomie stützt sich der "Idealismus", wie ihn der Volksmund nennt. (Ich ziehe diese gebräuchliche Redensart der technisch-philosophischen vor, ohne die Differenz der Terminologien zu übersenen.) Der Idealismus meint, dass es Werte gebe, die absolut, übermenschlich, ja, göttlich sein, Werte, die nicht nur den Einzelnen begeistern sondern die für alle Menschen gültig sind. Das Ideal des unbedingt Guten ~~XXX~~ welches dich und mich leitet soll ~~XXXX~~ allen Menschen vorleuchten. Im Gedränge des Lebens mag der gute Wille zwar von Zeit zu Zeit getrübt werden, ausgelöscht wird er aber nie. Ein jeder, auch der Schlechteste unter uns, braucht nur ehrlich und innig in sich selbst zu schauen, so wird er nicht nur den guten Willen an sich, sondern auch spezifisch praktische Anweisungen zu seiner Verwirklichung finden. Die Werte des Einzelnen erscheinen als Reflektionen des einzig Guten, das in allem Geschehen, in allen Dingen zu erkennen ist. Den überzeugendsten Beweis für diese Anschauungsweise bietet uns die rein subjektive Erfahrung, dass in fast jeder Lebenslage uns ein zu erstrebendes Gutes vorleuchtet: Von ihm fühlen wir uns angezogen, und von ihm werden unsere Handlungen erzwungen. Vor allem wird der Idealismus durch Religion und Staat bestärkt. Ihnen bietet die Moral keine Rätsel; sie ist im einen Falle die Erfüllung der Gesetze, im anderen, der göttlichen Gebote. Wenn es an der Vollstreckung Schwierigkeiten gibt, so können diese niemals theoretisch, sondern lediglich praktisch sein. Aus Tradition werden moralische

Maximen als Dogma empfangen, und man schärft sie dem Gewissen ein, ohne sich ihres Ursprungs bewusst zu sein. Ihnen gemeinsam fühlt man sich sicher, wertvoll, und glücklich, und wird von der Regierung belohnt, wenn nicht auf Erden, dann jedenfalls im Himmel. Wer die Gebote verletzt, erntet Scham und Angst, und läuft Gefahr von einer überirdischen Gendarmerie bestraft zu werden, wenn er der niesigen entkommt. So lautet die Ethik der Kirsche und der Schule. Sie gestaltet das Denken auch der meisten Philosophen.

Der Idealismus setzt voraus, dass eine Einstimmigkeit über das Wesen des Guten bei verschiedensten Menschen möglich sei. Dass dem nicht so ist: dass Ideale sich tatsächlich widersprechen, ist die Plage des Idealismus. Wie soll ich mich also dem Menschen gegenüber verhalten, der meine Ideale leugnet, der sie zu gunsten anderer, ihm wertvollerer Ziele zurückstellt? Hier gibt es mehrere Auswege; man plegt hier viel zu vertuschen. Von den Idealen hält man, dass sie unsagbar sein - denn unsagbare Ideale sind unbestimmt und können einander nicht widerstreiten. Von den auf Ideale zielenden Handlungen behauptet man, dass sie nur hinweisen, aber nie erreichen - denn mit unvollständigen Handlungen kann weder das eigene Ideal bewiesen noch das fremde widerlegt werden. So redet man um einen im täglichen Leben überall sich aufdrängenden Idealen streit herum. Praktisch ist ein Konflikt unvermeidbar. Du handelst so, ich handle entgegengesetzt; ein jeder von uns handelt aus dem Bewusstsein des Unbedingten, das weder Zweideutigkeit noch Kompromiss verträgt.

Wo einer die Wahrheit besitzt, muss ein anderer sich im Irrtum befinden. Aus dem absoluten Verlangen nach Recht, entsteht das Unrecht.

Von selber erklärt sich nun, weshalb die idealistische Einstellung vor allem in der Beschränktheit eines geschlossenen Kulturkreises ihre prekäre Verwirklichung erlangt. Zur Anwendung bedarf der Idealismus wo er waltet im Volke innere Homogenität und Abgeschlossenheit nach aussen. Er setzt Unwissenheit von der Lebensweise anderer Menschen voraus. Konsequenter durchgeföhrt, ist Idealismus nur in der Beschränktheit eines einzelnen Menschen gemütes möglich. Sobald die Isolation der idealistischen Ethik gestört wird, sobald sie auf andere Werte stösst, gerät sie in eine Krise. Entweder wird sie, kompromittierend, die vermeintlich absoluten Prinzipien aufgeben indem sie den Wert des Fremden anerkennt. Sonst muss sie, sich selbst getreu, das Fremde verurteilen und bekämpfen, bis es zerstört ist, oder sie selbst Niederlage erleidet. Konsequenter an sich selber durchgeföhrt, zwingt der Idealismus den Menschen in eine heroische Stellung. Durchgeföhrt an der Welt, bewirkt er brutal-zerstörende Intoleranz. So tragen die edelsten Triebe zuweilen furchtbarste Früchte.

Der Realismus, vermeidet all die Schwierigkeiten in welchen jede konsequente idealistische Einstellung sich verfängt. Ausgehend von der Antithese der Antinomie, von der dem modernen Menschen überall sich aufdrängenden Beobachtung, dass nirgends zwei Männer, oder zwei Kirchen, oder zwei Länder gleiche Ideale vom Guten haben; anhebend von der Einsicht, dass die ethischen Ideale des Einzelnen nicht aus ihm selber, sondern aus seiner Umgebung stammen, weist die realistische Ethik die Welt des ethischen Idealismus als Phantasmagorie auf. Sie erkennt alle Ideale als veränderlich, auch die der hartnäckigsten Idealisten (deren es viel weniger gibt, als man meint.) Es ist gar nicht nötig den Idealismus zu bestreiten. Stellt man seine Behauptungen, die überall der Erfahrung widersprechen nur rückhaltlos dar, so widerlegt er sich selbst. Als objektive Beschreibung besteneuer Werte, als praktische Anweisung zur ethischen Handlung, erweist der Idealismus sich als unbrauchbar.

Die zusammenstürzenden Glaubenssätze des Idealismus hinterlassen ein Vakuum, das zu füllen die erste Aufgabe realistischer Lehren sein muss. Für das scheinbare Zielbewusstsein menschlichen Strebens, für die heilige Bedeutung welche Individuum und Gesellschaft nicht nur den Errungenschaften eines ganzen Lebens, sondern auch der tätigen Entscheidung in jedem Augenblicke beimessen, bedarf es der Begründung. Schon hier versagt der Realismus. Zwar schleppt

er, seinem empirisch-naturalistischen Ursprunge getreu, allerlei wissenschaftliche, biologische, soziologische, anthropologische Theorien herbei, die zum Teil auch plausibel und überzeugend klingen. Ihrer gibt es zu viele, dass ich sie hier aufzählte. Keine von ihnen gibt eine Begründung für die subjektive Notwendigkeit ethischen Strebens; ja, es ist charakteristisch für alle realistische Ethik, dass sie die subjektive Notwendigkeit der ethischen Handlung ~~ganz ~~hier~~ ~~XXXXXXXXXX~~~~ verleugnet. Und mit dieser Leugnung widerlegt sie sich selbst.

Der stärkste Punkt realistischer Ethik ist ihre Bereitschaft, jedes Auftreten der Moral in einen theoretischen Rahmen aufzunehmen. Aber so universal in der Anwendbarkeit, so grosszügig in der Anerkennung aller Handlungsweisen der Realismus auch sein mag, ihm entgeht doch der Kern ethischen Bewusstseins. Gerade in der wertfreien Objektivität deren er sich rühmt, geht die wesentliche Bestimmung des handelnden Ions verloren. Denn nicht ein dritter, ein fremder, ein wissenschaftlich zu beobachtender Mensch ist es, der genötigt ist zu seinem Augenblicke seine Handlung zu erfüllen. Nein, ich bin es, ich und immer nur ich, der in ewiger Gegenwart lebend, sich momentan zur ethischen Entscheidung, zur ethischen Handlung gedrungen fühlt. Zwar kann ich die Macht subjektiver Notwendigkeit nur am eigenen Ich erleben, doch muss ich hier, wie in so vielen Fällen, die Subjektivität eigenen Erlebens auf fremdes Ichsein anderer Menschen transponieren. Vor der ethischen Behauptung des eigenen Ich versagt die realistische Anschauung, denn zwischen dem Innen und Aussen des Menschen, zwischen dem

Erlebten und Darstellbaren, besteht ein Unterschied, den der Realismus zu überbrücken meint, indem er ihn ignoriert. Weil es nicht mit den üblichen, an der Gegenstandswelt geformten, Begriffsinstrumenten zu erforschen ist, weil es kein Gegenstand der Wissenschaft sein kann, wird die Macht und das Leiden des Ichs in seiner Subjektivität verpönt. Man leugnet das Problem und wird unentwirrbar in seinen Konsequenzen verstrickt.

Die Realisten, die Darsteller subjektfreier Objektivität, entgehen aber auch nicht der menschlichen Subjektivität, die sie geringschätzen, und an ihrem Menschsein verrät sich die Seite ihrer Theorien. Schon Plato bemerkte, dass die Vertreter des Realismus ihm nicht gehorchen, dass sie, in der Eindringlichkeit ihres Behauptens und Verneinens, selbst aus subjektiver Notwendigkeit handeln. Ja, selbst durch ihren Eifer die idealistische Ethik zu bestreiten, schimmert ein Idealismus, eine von innen getriebene Notwendigkeit, Unbedingtheit hindurch. Die idealistische Ethik erwächst auf dem Boden subjektiven Zwanges, und schöpft aus ihm den Sinn ihrer Lehren. Sie irrt, wenn sie es beansprucht, die innere Not in der Weltordnung wiederzufinden, wenn sie versucht den Schein des Absoluten allenmöglichen Zufälligkeiten zu verleihen, macht sie sich lächerlich und wird bis zur Unkenntlichkeit verzerrt. Der Realismus, aber, die Theorie welche sich anmasst alle ethische Bestimmung zu erklären, muss sich ihren einzig möglichen Ausgangspunkt absprechen und versagt schon vor dem Imperativ einer jeden Handlung.

Es muss der nach ethischer Wahrheit suchende Mensch einen anderen Ausweg finden. Er weiss, dass keine seiner Handlungen "gut" zu nennen sind, und dass die Gesetze welche seine Handlungen leiten nur im idealen Sinne, im aktuellen aber nicht, den Namen des Wertes verdienen. Er muss sehen, wie überall die ethnischen Werte verschiedener Menschen einander widersprechen. Auch die Werte nach denen er sich Tag für Tag richtet haben keine Beständigkeit, es sei denn jene ideale, die daraus ableitet, dass sie sei-ne Werte, dass sie für ihn lebensnotwendig scheinen. Er verkennt nicht den Unterschied zwischen dem von Tag zu Tag Verwirklichten und dem reinen unerreichbaren Ideal. Er muss ja auch einsehen, wie wenig ein konkreter Wert seinen übertriebenen Erwartungen vom Ideal genügt, und schon um seiner Vorstellung des Guten treu zu bleiben muss er jede Verkörperung dieses Ideals als unzulänglich ablehnen. Weder mit Werten, die er verwirklicht findet, noch mit den eigenen Handlungen die auf Werte zielen, darf er zufrieden sein.

Er wird also den Versuch aufgeben, den Wert der eigenen Handlung irgendwie zu messen oder zu prüfen. Damit ist nicht gesagt, dass er nunmehr nicht versuchen wird ethnisch zu handeln. Er muss es ja tun, obgleich er weiss, dass er in jeder Handlung einen unerreichbaren Wert anstrebt, der sich objektiv nur als Täuschung bezeichnen lässt. Die Einstellung kommt dem christlichen Sündenbekenntnis nahe. Vergebens versucht der Mensch unerreichbaren Wert zu ergreifen, aber mit diesem Unterschied; da ist das Sündenerlebnis nur Vorbereitung für eine messianische

Erlosung. Hier ist die Erkenntnis der objektiven Unzulänglichkeit ethischer Handlungen eine Schlussfolgerung der zu entfliehen weder möglich noch unbedingt wünschenswert ist.

So gelangt der nach ethischer Wahrheit suchende Mensch zu der Ahnung, wie tief das Leben, wie ein Naturereignis im Vorlogischen wurzelt. Warum soll er sich über diese Irrationalität oder über den Bankrott der Begriffe, den er entdeckt, entsetzen? Er sieht nun ein, dass er an seiner Handlungsweise trotzdem nicht das Geringste zu ändern braucht. Wenn man ihn fragt, warum er in jedem Falle entschieden handele, wird er nach wie vor antworten, dass er handele, wie es sich ihm als gut, als unumgänglich notwendig darstelle. Trotzdem weiss er, je mehr Einsicht er in die unbestimmten Urgründe jeder Handlung bekommt, dass nichts was er tut den Namen des schlechthin Guten verdient. Auch wird es ihm klar, dass die Handlungen anderer Menschen, Vereine, Kirchen, Staaten, ja, dass auch die Rechtssprüche der gerechtesten Richter nicht unbedingt gut zu nennen sein. Er sieht ein, dass es nichts gibt das den Forderungen eines unbedingten Gutseins genüge. Und was wäre denn ein bedingtes Gutsein!

Denn stillt das Wissen, dass eine im strengen Sinne gute Handlung unmöglich sei, nicht das Verlangen nach dennoch wesentlichem Wirken. Von allem was er bewusst tut, verlangt der Mensch, dass es Sinn habe, Bedeutung und Ziel. In jeder Handlung liegt ein Streben dessen unerreichbares Vorbild das Gute ist. Aber die Betonung, welche anfangs gänzlich auf dem Ziele in seiner

Erreichbarkeit war, fällt nun auf die strebende Handlung und auf den Augenblick der durch sie gestaltet wird. Für den gewissenhaften Menschen sind Augenblick und Handlung nicht unterscheidbar, denn ihm ist Gegenwart nichts als Gelegenheit zur Handlung. Die Gegenwart ist ihm beständige Aufgabe. Traurigkeit überfällt ihn oft, wenn er den verlorenen Augenblicken eines vergangenen Lebens nachsinnt. Ihm wächst das Bedürfnis, den Augenblick würdig zu erfüllen, bis es alle anderen Bedürfnisse übertönt. Der gewissenhafte Mensch ahnt, dass was er gestern tat und schuf, nichts mehr frommt. Darum heftet sich sein Blick immer an die Gegenwart. Das Gestrige will ihm heute so fremd und gleichgültig erscheinen, wie die Handlungen anderer Menschen, und was er morgen zu leisten und zu erfüllen hofft, ist heute, am Vorabend seiner Erfüllung, nur leerer, ärgerlicher Trotz. Nur auf den Augenblick, nur auf das Jetzt, nur auf das, was er unmittelbar unter den Händen oder im Sinn hat, darf es ihm ankommen, denn nur in der Gegenwart ist er wirklich. Dies überwältigende Gegenwartsbewusstsein ist alles was von den moralischen Schwärmerlein der Jugend übrig bleibt. Nennen wir es das ethnische Bewusstsein.

Unsere Analyse des ethnischen Erlebens musste zwischen tatsächlichen Erlebbarem unterscheiden, und jenen begrifflich logischen Ergänzungen durch welche die fragmentarische Erfahrung vervollständigt und rationalisiert wird. Unsere Untersuchung musste die Gültigkeit der von Tradition sehr hochgeschätzten ethnischen Dogmatik infragestellen, doch dieser Verlust - man möge ihn nicht

verleugnen, - wird mehr als vergütet durch die Entdeckung eines kräftig-wirkenden, ursprünglichen Bewusstseins unserer Selbstheit. Ihrer idealistischen Fundierung wird die Tradition beraubt; dafür bekommt sie eine weitaus sicherere Grundlage, die jedem Menschen unmittelbar gegenwärtige Integrität seines Ich.

7. Die ästhetischen Begriffe können auf ähnliche Weise erläutert werden. Ob wir nun die Platonische Auffassung von der Einheit des Schönen und Guten teilen oder nicht, die Parallele der beiden Ideale fällt auf, und es verwundert nicht, zu entdecken, vor welchen vergleichbaren Aufgaben die beiden Analysen stehen. Im einen wie im anderen Falle sind die Grenzen des eigentlichen Wertgebietes unbestimmt. Es ergibt sich eine verwirrende Mannigfaltigkeit der Instanzen, eine Abstufung der Beispiele vom Einmaligen und Universellen zum Gemeinen und Nebensächlichen. Wenn der Kern der Ethik in der Notwendigkeit ethischer Handlung zu finden ist, so muss der Sinn der Ästhetik in der unbedingten Abhängigkeit des Menschen vom Dinge gesucht werden.

Gern würden wir das ganze Feld ethisch-ästhetischen Erlebens mit dem Auge des Geistes abmessen, und an einzelnen Instanzen unsere Begriffe schärfend, eine Anordnung ethisch-ästhetischer Phänomene, z.B. nach ihrer Frequenz, Verteilung, Intensität, und Reinheit, bestimmen. Wir hätten dann ein Schema vor Augen, welches durch seine Vollständigkeit eine gründliche, erschöpfende Kritik gewährte. Aber, wer tatsächlich versucht eine solche Synopsis zu gewinnen wird zu seiner Verwirrung erfahren, dass sich

kein gültiges Schema des Guten und Schönen entdecken oder entwerfen lässt. Solange man dabei beharrt, das Gewicht ethnisch-ästhetischer Werte ganz auf den Gegenstand zu schieben, wird man immer die Erfahrung machen, dass selbst das einzelne Ding, ^{weder} die isolierte Handlung sich ~~weder~~ ^{oder} als schön ~~noch~~ ^{noch} gut bezeichnen lassen. Den Geschehnissen an sich und den Gegenständen im Raum, weder in eigener Gestalt noch in ihrer Beziehung zu einander, kommt als reinen Phänomenen keine ethnisch-ästhetische Bedeutung zu. Gut und schön sind sie letzten Endes nur für ~~XXXX XXXX~~ ein Ich; Wert haben sie nur jeweilig im Gegenüber zu einem handelnden oder geniessenden Menschen, und eigentlich auch nicht für jeden beliebigen Menschen sondern nur für ein ausgezeichnetes Ich unter ausgezeichneten Umständen.

Vergeblich suchen wir Eindeutigkeit und Bestimmtheit ethnisch-ästhetischer Phänomene. Mit der Tatsache dass Handlung oder Ding dem einen wertvoll, dem anderen gleichgültig sein kann, begründen die Verächter des Idealismus ihre Angriffe. Dieselbe Tatsache soll hier eine noch stärkere Betonung bekommen. Sagt der Realist: Die Handlung oder das Ding welche scheinbar für alle Menschen wertvoll erscheinen, kann doch für irgendeinen nebensächlich sein, so entgegnen wir: Der Augenblick oder das Gebilde welche durchaus für jeden Menschen unwesentlich erscheinen, können jedoch für irgend einen wertvoll werden, können durch sein Bewusstsein zu ethischer oder ästhetischer Würde geweckt werden. Mit dieser Einsicht bricht die Ethik aus dem Banne der Sittenlehre, die Ästhetik aus den Grenzen der Kunstwissenschaft. Aus dieser Einsicht muss man schliessen, dass die Forschung nach den Grundzügen des Ethisch-

ästhetischen sich keineswegs auf das enge Gebiet, das die Tradition vorschreibt, beschränken braucht oder auch darf. Wer den Urgrund der Ethik und der Ästhetik erforschen will, der muss sich hüten, das Erleben vom Schönen und Guten der Zufälligkeit beliebiger Kunst- und Tugendmoden zu unterwerfen. Er darf nichts voraussetzen, als das es eine Welt gebe, welche die Menschen sich gegenseitig demonstrieren, und ungezählte Seelen, deren jede vergleichbare Kraft besitzt und Not erleidet, wie ich von Stunde zu Stunde am eigenen Ioh erlebe.

Die Untersuchung des ästhetischen Erlebens entdeckt alsbald einen der ethischen Antinomie vergleichbaren Widerspruch. ~~XXXX~~
~~XXXX DIE BEZUGSWEISEN XXXXXXXX~~ Ähnliche Fragen deuten auf eine ästhetische Antinomie. Wie ist es möglich, dass die ästhetischen Werte welche ich pflege übermenschliche, ewige, göttliche Gültigkeit zu besitzen scheinen, während ich doch nicht leugnen kann, dass ich selber nicht weniger als meine Mitmenschen, zu fremder Zeit und in fernem Lande andere, ja kontradiktorische Werte gepflegt hätte? Wie wenig Beständigkeit hat der Schönheitssein! In dem Gemälde das mir gestern den Abglanz ewiger Schönheit spiegelte, finde ich jetzt nur noch einen halb gelungenen Versuch des Abbildens, und die geläufigsten Erscheinungen von heute werden zu Quellen morgiger Begeisterung.

Wie der ethischen, drängen sich auch der ästhetischen Antinomie idealistische und realistische Scheinlösungen auf, die mit dogmatischen Formeln den Widerstreit nur verdecken als ihn zu lösen. Da die Unbedingtheit seines Schönheitserlebens sich im Rahmen der Gegenstandswelt nicht erklären lässt, flüchtet der Idealist zu den lieben unglaublichen metaphysischen Lehren, die wir zwar nicht annehmen können, aber auch nicht verwerfen, weil sie etwas Wahres an sich zu haben scheinen. Ein jeder Mensch, sagt man, trage ein Bild des absolut Schönen in sich, ein Bild das leider durch blöde Sinnlichkeit des Körpers verdunkelt und verzerrt wird. Aber weil dies Bild doch tief in ihm lebt, besitze auch der Stumpfe unter den Menschen das Urbild des schlechthinigen Schönen, kraft dessen er die Schönheit zu erkennen vermag wenn sie in günstigem Lichte zur rechten Zeit begegne.

Der Realismus bestreitet diese Ansichten. Er geht auch hier aus dem Bedürfnis hervor, die Antithese der Antinomie zur Geltung zu bringen. Das Ideal, behauptet er, sei Täuschung; der Sinn für das Schöne sei anerzogen nicht angeboren, nicht die Erscheinung des Göttlichen sondern ein Resultat des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Das subjektive Gefühl der Notwendigkeit in der Beurteilung des Schönen wird verleugnet, nicht weil der Realist es ~~nie~~ nie gespürt hat, sondern weil er, wissenschaftlicher Disziplin gehorsam, beschlossen hat das individuell Subjektive zu gunsten des allgemein Objektiven zu verneinen. Immer wieder wird der Anspruch des Schönheitsgefühles auf Allge=
~~meine~~

gültigkeit durch die Verschiedenheit und Veränderlichkeit des Schönheitsideales lügen gestraft. Wo unter verschiedenen Rassen und Völkern, wo selbst bei ein und demselben Menschen zu anderen Zeiten viele Schönheitsideale walten, wer sollte da unter den Idealen richten, deren ein jedes die Unbedingtheit beanspruchen muss? Wo unter ihnen selbst keine Rangordnung bestehen kann, weil alle das Unbedingte wollen, müssen sie darum nicht alle Traum oder Täuschung sein?

Mit diesen Einsichten kehre man zurück zu dem ästhetischen Genusse, an dem sich einst der Schönheitssinn entzündete und der seitdem die Flamme ästhetischer Freude nährt. In ihrem ursprünglichsten und stärksten Auftreten erwäge und prüfe man die Schönheit und ihren Grund, an den Meisterwerken der Kunst und an dem wundervollen Sein und Werden der Natur. In Kirchen und Konzertsälen horche man der Musik, der ungreifbaren altbekannten Melodie, deren flüchtiges Gewebe als Bleibendstes die Vergänglichkeit verdrängt. Die Marmorgöttin des Praxiteles in den Museen muss man betrachten, und sie befragen nach dem Zwang der Schönheit; und die Erhabenheit mag man ~~xxx~~ ⁱⁿ den dunkelumrahmten Gesichtern Rembrandtscher Menschen erlesen. Oder man suche den lieblichsten Fleck am Saume des Meeres auf, und lasse den Blick gleiten von reglos öden Dünenketten, über den mit flatternden, gleitenden Möven belebten Strand, durch rastlos brandende Wellen, weit hinaus zum entferntesten Horizont des tiefen grauen Meeres. Auf Gipfeln

einsamer Berge, an schroffe Felsen geschniegt, blicke man erstaunt und erschrocken über die in fernem Nebel sich verlierenden Bergketten. So wird die Macht und das Heil ästhetischen Erlebens gegenwärtig.

Erlebnisse dieser Art schenken ein grosses Glück und verlocken zum erneuten Entwurf eines Schönheitsideales. Doch solches erleichtert, sobald man bedenkt, dass sich kaum zwei Menschen finden liessen, die vor ein und demselben Bilde identische Ideale erolickten. Je gründlicher man sein Schönheitsbild erforscht, je schärfer man dessen Merkmale hervorhebt, umso einzigartiger und individueller erscheint es. Eine gemeinschaftliche Begeisterung für das Schöne gibt es zwar. Die schwärmerische Verehrung für ein scheinbar gemeinsames Ideal darf jedoch nicht mit ästhetischem Erleben verwechselt werden. Das reine, am Gegenstand sich verwirklichende ästhetische Empfinden scheidet die Gruppe und vereinsamt den Einzelnen. Andere stehen unberührt, wo mir lautere Schönheit quillt; und wo im Kunst- und Naturreich sie sich ergötzen mögen, spüre ich vielleicht nur ein Anwehn langer Weile.

Gewaltig erwecken Kunst und Natur das ästhetische Erleben; erst aber an den schlichten Dingen des Alltags wird es vollendet. An ihnen hat der gereifte Mensch ein Wohlgefallen, das schwächer sein mag, in seiner Art jedoch sich von der grossen ästhetischen Freude nicht unterscheiden lässt. Eine mit Rosen prangende Vase

auf meinem Schreibtisch, die reinlich abgeschriebene Seite eines Manuskriptes, der schmucke Einband eines mir wertten Buches, diese und ihresgleichen, auch wenn sie im einzelnen trivial erscheinen, sind ja dem Menschen auch beständige Quellen ästhetischer Lust. Kaum gibt es einen Gegenstand, der in Reinheit, Klarheit, Ganzheit und Dauer dem Menschen nicht ästhetisch wert ist oder werden kann. Jedes Ding das ihn umgibt ist ihm mehr oder minder wert. Des Menschen Bewusstsein ruht in der Gesamtheit ihm gegenwärtiger Dinge; sein Dasein im Raume bestent aus ihnen. Die räumliche Existenz des Ich gipfelt und erfüllt sich im Zusammensein mit ästhetisch wertvollen Dingen.

8. Die ästhetische Einstellung ist die Bindung des Ichs an den Raum und seine Gegenstände. Die ethische Einstellung ist das Verhalten des Ichs zur aktuellen Zeit, (d.i. zur Gegenwart, nicht zur Vergangenheit oder Zukunft als der imaginären Zeit.) und zu der Handlung wodurch die Gegenwart bestimmt wird.

DIE ÄSTHETISCHE WERTUNG IST DAS BESTREBEN DES ICHS NACH VERWIRKLICHUNG IM RAUME. DIE ETHISCHE WERTUNG IST DAS SUCHEN DES ICHS NACH SEINER VERWIRKLICHUNG IN DER ZEIT. Das sind die Axiome des Bewusstseins, welche die Bedeutenden Ergebnisse der Untersuchungen über das Schöne und Gute ausmachen.

Wenn diese Behauptungen in ihren Konsequenzen begriffen werden, führen sie an einen neuen Aussichtspunkt und werfen eine unerwartete neue Fragenkette auf. Die Axiome des Bewusstseins besagen die Unselbstständigkeit des Ichs. Sie deuten auf die Behauptung, dass ~~die~~ Handlung und die Beziehung zu äusseren Dingen unentbehrliche Bestandteile der vermeintlich souveränen Seele sein. Wie steht es damit? Sprechen wir nicht rechtmässiger Weise vom Ich als einem in sich begrenzten Gegenstande? Verbürgt mein Selbstbewusstsein mir nicht allaugenblicklich die Integrität dieses ursprünglichen Kernes meiner Person? Habe ich nicht mit Recht meinem Ich eine von aller Welt unabhängige Existenz zugedacht, und dieses selbe Ich als bedingungslosen Ausgangspunkt all meines Denkens gesetzt? Die Axiome des Bewusstseins veranlassen zu einer Betrachtung der Substanz des Ichs.

Vergebens wendet man sich an die Wissenschaften mit der Frage nach dem Ich. Biologie, Anthropologie, Psychologie, Soziologie, sie alle haben über den Menschen auszusagen. Diesen einzelnen Menschen aber sehen sie nicht. Ihre Wissenschaftlichkeit gebietet ihnen von allem spezifisch individuellen abzusehen, nur jene Eigenschaften darzustellen oder zu erklären, die allen Menschen gemeinsam sind oder sein könnten. Die Frage, Was bin ich? müssen sie übersetzen in die Frage, Was ist der Mensch? wo aber doch alles Wissen um fremde Menschen das Rätsel des eigenen Ichs nicht offenbarte. Die Subjektivität lässt sich nicht verallgemeinern. Wenn man mich neben meinen Zwilingsbruder stellte, all seine Eigenschaften beschriebe, sein Wesen ganz ergründete, so wäre doch mein eigenes Ich so wenig darin begriffen, wie in der Beschreibung einer völlig fremden Person.

Aber auch wenn ich ganz im Rahmen eigenen Erlebens den Ort und die Zeit des Ichs suche, finde ich keinen Gegenstand der dem Gesuchten genügt. Verständlicherweise meine ich am Körper, als der biologischen Voraussetzung meines Lebens, das Ich zu erschauen. Aber die Vorstellung vom Körper besagt zugleich zu wenig und zu viel. Die unkritische Gleichsetzung von Körper und Ich ist mehr naturalistische Behauptung als originärer Bewusstseinsatz. Zwar ist unter den Gegenständen mit dem das Ich sich identifiziert der Körper als Träger des Lebens hervorragend

und einzigartig; aber in grösserem oder geringerem Masse identifiziert sich das Ich mit vielen Dingen. Die Gleichsetzung mit dem Körper ist weder ausschliesslich noch entgültig. Unser Selbstbewusstsein knüpfen wir ja auch an leblose Sachen, von denen wir sagen, dass sie "uns gehören", sei es an unsere Klei-
^{menreren}
 dung, an Besitztum ~~grösseren~~ oder minderen Wertes, bei dessen Verlust das Ich getroffen wird. Und neben physischen Gütern, haben wir die viel wertvolleren Menschen die zu uns, die uns gehören, Freunde, Eltern, Frau, und Kind. An ihnen besitzen wir, mit ihnen verlieren wir oft den wertvolleren, wesentlicheren Teil des Ich. In diesem Sinne könnte man eine Rangordnung des Erlebten aufstellen, woran das Ich seine Verwirklichung fände. Da gäbe es keinen Gegenstand, der nicht eventuell einem Menschen wertvoll werden könnte, und keinen wiederum, der nicht auch gleichgültig werden könnte. Eine jeweils unbestimmte, zweideutiges ~~Verhältnis~~ Verhältnis entspannt sich zwischen dem Ich und den ihm wertvollen Dingen.

Dieselbe Zweideutigkeit erscheint in gesteigertem Masse in der Beziehung des Ichs zu seinem Körper. Die Tatsache, dass des Menschen Ichbewusstsein von Augenblick zu Augenblick unmittelbar von der physiologischen Integrität des Körpers abhängt, die Tatsache, dass wir allen Grund haben anzunehmen, dass mit dem Tode des Körpers auch dies Bewusstsein, wie wir es kennen erlischt, nicht weniger als im tiefen Schlaf, ist das unwiderlegbare

Argument für die Körperlichkeit des Ichs. Aber das Bewusstsein leugnet diese objektive Abhängigkeit, und diese Leugnung, als Eigenschaft des Bewusstseins hat eine objektive Gültigkeit gleichen Ranges wie die Abhängigkeit vom Körper, die beobachtet wird. ~~Das~~ ~~XXXXXXXXXX~~ Solange das Bewusstsein überhaupt besteht bleibt es in allen seinen Urteilen dieser These treu. So wie der Körper als Ganzes ihm entbehrlich dünkt, tun es auch ~~XXXX~~ dessen verschiedene Teile. Die Nerven, die Wärme, Kälte, Schmerz und die Wonne der Berührung ins Bewusstsein rufen mögen vorübergehend oder permanent gelähmt werden, ~~XXXX XXXX~~ das Auge mag erblinden, das Ohr betäubt, ~~XXXX XXXXXXXX~~ aber mein Ich bleibt trotz des Verlustes das Alte. Nichts was sich am menschlichen Körper als Gegenstand darstellt, nicht Glieder, Knochen, Muskeln, Sehnen, Gefäße noch Nerven; nicht die Organe, weder Leber, Milz, Niere, Magen, noch Lunge, nicht einmal Herz oder Gehirn erkennt das Ich als seine physischen Vorbedingungen. Solange das Bewusstsein lebt, erkennend, urteilend, gestaltend, solange besteht das Ich unbetrübt aller Verluste. Sein Nichtsein, sein Tod ist ihm unbegreifbar; darum muss es sich ein ewiges Fortbestehen, i.e. Unsterblichkeit versprechen. Das Bewusstsein kennt nur sich selber, und erkennt alle Welt nur durch sich, und fordert seine Existenz als Bedingung all seiner Vorstellungen. Deshalb erkennt es den Verlust des Körpers nicht an, und wenn er eines Tages so weit umsich greift bis das Leben endet und das Bewusstsein erlischt, so geschieht dann kein langsamer Abbau des Ichs, sondern, in gläubigem Erwarten einer himmlischen Ewigkeit, ein plötzlicher Umschlag ins Unbekannte und Unkennbares.

Jeder Bewusstseinszustand ist mit geistiger Tätigkeit verbunden und bezieht sich auf irgendwelche physischen Gegenstände. Ein reines Bewusstsein gibt es nicht. Jeweilig sind wir uns entweder des Sehens, des Hörens, einer Freude, eines Schmerzes, unseres Lachens oder unseres Weins bewusst. Oft kleidet sich das Bewusstsein in lebhafte Begriffe oder in Sprache, und wo wir nicht laut sprechen, reden wir mit uns selber. Entbehrt das Gemüt aber all dieser eindeutigen Bewusstseinsformen, sieht es nicht, hört es nicht, ist es weder von Freude noch Schmerz erfüllt, so steigert sich ihm beängstigend und quälend ein triviales Empfinden, ein Druckgefühl vielleicht, oder ein Kitzeln, das dann momentan die ganze Seele zu ihrer Demütigung beherrscht.

Das Verhältnis von Bewusstsein und Körper wird klarer hervorgehoben durch die Analyse des Bewusstseins einer Sinnesfunktion. Dass mein Auge das Organ des Sehens ist, weiss ich nicht, weil der Prozess des Sehens, z.B. mit dem Bewusstsein des Auges verbunden ~~XXX~~ wäre, nicht weil das Sehen die Vorstellung vom Auge erweckte, sondern weil ich aus wiederholter Erfahrung weiss, dass der Blick sich verdunkelt wenn das Auge bedeckt, dass er sich verschleiert, wenn das Auge verletzt wird. Wie ich auch weiss, z.B., dass das Hirn das Organ des Denkens ist, weil ich an anderen beobachte, wie Gehirnverletzungen das Denken beeinträchtigen, nicht weil mein eigenes Denken mit dem Bewusstsein der Hirnrinde begleitet wäre. Das Bewusstsein vom Auge haftet dem Blicke eben-

sowenig ~~xxx~~ an, wie z.B. der Regenbogennaut, der Augennerven, des Chiasma, der optischen Bannen oder der zum Sehen notwendigen optischen Hirnrinde. Ja, in angesicht dieser Körperteile die ihm dienen, wird das Sehen selbst unbegreiflich, wie zum Beispiel auch das Sprechen unbegreiflich wird, wenn wir es als Wirkung ~~xxxxxxxxxxxxxxxx~~ von Cortex und Medulla, von Vagusnerv und Stimmbändern zu verstehen gedenken. Unsere Bewegungen und die Erlebnisse der Sinnen sind selbstverständlich, wie das Leben selbst und werden durch das Studium des Körpers nicht nur nicht verständlicher, sondern am Ende völlig unverständlich.

Diese Betrachtungen ergeben, dass die Identifizierung des Ichs mit dem Körper eine praktisch sehr wertvolle Vorstellungsweise ist, aber doch kein intrinsisches Merkmal des Bewusstseins. Der uralte Glaube an die Seelenwanderung, unbegründet und widersinnig wie er ist, deutet doch an, wie zweideutig des Ichs Beziehung zu seinem Körper ist. Die Identifikation des Ichs mit dem Körper, des Sehens mit dem Auge, des Hörens mit dem Ohr, das sind schon die primitivsten Ergebnisse desselben Vorstellungsvermögens, das stufenweise und in allen Graden der Komplexität den Menschen sich selber vorführt. Es gehört zur geistigen Entwicklung des Menschen, dass er lerne sich als Person sich selber vorzustellen, wie er auch andere Menschen sieht und wie er vermutlich von anderen gesehen wird. Da entwickeln sich ~~xxxxxxxx~~ Vorstellungen vom Ich welche sich zwar auf die gegenwärtige Lage des Körpers unmittelbar beziehen, die sich jedoch fern in die

in die Vergangenheit und weit in die Möglichkeiten der Zukunft ausdehnen. Diese verwickelten Vorstellungsweisen erfordern hier weitere Überlegung, weil sie dem Ich einen täuschenden Anschein von Objektivität verleihen.

Das Gedächtnis bewahrt die Empfindungen und Gedanken vergangener Zeiten und verknüpft sie zu einer vielfältigen Vorstellung meiner selbst als geschichtlicher Person. Wer über sich nachdenkt, und je gebildeter ein Mensch, umso eifriger tut er das, verfasst halbunbewusst, mit mehr oder weniger Sorgfalt die Geschichte seines Lebens. Ob diese Biographie nun ausgesprochen wird, oder gar niedergeschrieben, ob sie nur im Stillen das Gemüt beschäftigt, oder ob sie überhaupt nur auf der Schwelle des Bewusstseins ruhend, unbeachtet Anschauung und Handlung beeinflusst, diese historische Vorstellung bleibt immer Fragment. Nur in unerreichbarer Ganzheit wäre sie genügsam und vollkommen. Die Biographie muss immer wieder vom Standpunkte der Gegenwart revidiert werden, nicht nur, weil in die Gegenwart beständig neuer Stoff' zufügt, sondern weil auch längst Vergangenes im Lichte wechselnder Gegenwart, wandelnde Gestalt und Substanz hat. Das Bild, welches ich noch vorige Woche von mir hegte, genügt den Ansprüchen des heutigen Tages nicht mehr. Unbewusst, doch beflissen bin ich von Stunde zu Stunde beschäftigt meine Vorstellung von meiner Person mir umzudeuten.

Mein Ich ist mir ein um meinen Namen, um meinen Körper gebauter ~~BRITANN~~ historischer Begriff. Je zielbewusster ich das Leben lebe, umso eindeutiger wird die Biographie die ich im Gemüte trage, umso schneller stehe ich bereit eine historische Rechtfertigung meines Lebenslaufs zu geben. Ja, man neigt zu der Meinung, dass eine solche Geschichte, wenn sie nur authentisch und ausführlich genug sei, dazu genügen könne ein Ich restlos zu erklären.

Dass dies nicht der Fall ist, dass die Vorstellung die ich aus Erinnerung von mir gewinne in all ihrer Komplexität ein täuschendes Gedankengefüge sein muss, käme am grellsten zum Vorschein, wenn es geschähe, dass ich einen alten Brief, eine überholte Tagebuchnotiz von mir fände. Dann würde unverkennbar wie wenig das Ich meiner Vorstellung mit jenem vergangenen für Brief oder Tagebuch verantwortlichen Ich übereinstimmte. Ja, wenn ich, anhebend vom Augenblick meiner Geburt, eine ununterbrochene Dokumentierung meines Lebens besäße, wie es zum Beispiel mittels der kinematischen Photographie und der elektrischen Schallwiedergabe von der modernen Technik durchaus ermöglicht wird, wenn alles was meine Sinne beeindruckte, wenn jedes Wort das je von meinen Lippen gefallen und jede Bewegung meines Körpers mir allaugenblicklich unmittelbar zum Vergleich vorhanden wäre, wenn ich so an die Aktualität meiner Vergangenheit gebunden wäre, wie stände ich da nicht hilflos vor mir selber, vor dem dokumentierten doch verstorbenen Ich, das mir die Technik heraufbeschworen hat, wie vor einem Fremden. Denn nicht nur verändert sich meine Vorstellung von mir selber von Tag zu Tag, sondern sie enthält auch mehr als einen Tropfen von Vergessenheit.

Jede Darstellung des Ichbewusstseins muss unvollständig bleiben bis sie dem Wirbewusstsein der Gemeinschaft rechenschaft getragen hat. Unser Persönlichkeitsbild entwickelt sich nicht an unseren Beobachtungen an uns selbst, sondern an unseren Mitmenschen; abgetrennt von dem Boden der Gemeinschaft auf dem sie erwächst, ist jede Persönlichkeit unbegreifbar. Trotz idealistischer Behauptungen ist das Ich nicht unabhängig von der Welt. Im Zusammenleben mit anderen Menschen entwickelt es sich, durch den Umgang mit ihnen wird es gestaltet. So ist es denn auch nicht verwunderlich, in welchem Masse sich das Identitätsbewusstsein eines Menschen auf die Gemeinschaft übertragen lässt. Neben der ~~XXXXX~~ Gemeinschaft der Sterblichen steht die Gemeinschaft der Heiligen, so dass das ängstliche, physisch und psychisch verarmte Ich im Himmel wie auf Erden ein Volk hat, dem es sich anschließen mag. Den Schwachen stärkt sein Dazugehören. Dem Starken ist sein Einfluss aufs Volk ein Spiegel seiner Macht.

Wer wird leugnen, dass der Mensch nicht aus sich denken, fühlen, und sprechen lernt, sondern dass er an seinen Mitmenschen erst selbst zum Menschen wird, und dass sein geistiges Leben nur als Wiedernholung, Abwandlung, und Erweiterung einer gemeinschaftlichen Geistigkeit verstanden werden kann. Nichtsdestoweniger scheint es doch zum Wesen des Menschen zu gehören, dass ihm zuletzt sein Bewusstsein doch von der Gemeinschaft trennt, so sehr sie seinen Geist auch fördert. Zuletzt ist das

gemeinschaftliche Bewusstsein doch unbefriedigend. Am Ende kehren des Menschen Sorgen zum eigensten Ich zurück. Sogar Fremden- und Nächstenliebe erweist sich als Ausdruck der Selbstbehauptung. Zuletzt kann es mir doch nur auf mich ankommen. Bei allem ehrlichen und unehrlichen Altruismus wird dieser Punkt zu oft übersehen. Der grossartige Egoismus, die alles übertönende Sorge um das eigene Seelenheil, durchorientiert alle leichtfertigen Konventionen der Gemeinsamkeit. Zuletzt wird alle Erfindungs- und Vorstellungs- und Erkenntniskraft von bunten Betätigungen weltlicher Geschäftigkeit gerufen und in den eschatologischen Dienst individueller Seelenrettung gestellt.

Stark und uerbittlich waltet des Menschen Selbstbewusstsein in ihm. Zugleich annt er die Ohnmacht seines Ichs. Was er jemals gewesen, das will er ewiglich bleiben. Was er zu sein begehrt rafft er zusammen in jenem hoffnungs- und erwartungsreichen Wort Seele. Dass Seele wirklich sei ist der Sinn seines Gebets, so wirklich wie Sterne, Sonne, Berge und Meer. Der Zweck seines Gottesdienstes ist dies Heiligtum zu nähren und zu verwirklichen. Doch nirgends in der Welt gegenständlicher Dinge findet der Mensch diese Seele; im momentanen Bewusstseinsleben nur erkennt er ihre Spuren.

Ehr noch als wir fürchten erlannt die stolze Kraft unseres Wirkens und die geliebten Bilder unseres Selbst schwinden dahin. Besinnen wir uns also der naturgegebenen Beschränkungen des Ichs, seiner Armut und Schwäche als bleibendes Ding und als treibende Macht. Entledigen wir uns des kindischen Bildes von der Seele

als Gegenstand in der Natur, mit zwar verborgener Integrität und Beständigkeit von unendlicher Dauer. Erkennen wir, wie schwach der Blick, wie kurz das Gedächtnis, wie schwankend das Urteil, wie nah Schlaf, Lethe, und Vergessenheit. Bedenken wir, wie fragmentarisch und ~~un~~ unbestimmt, wie unbenommen und unsicher das Bewusstsein ist, sobald es auch nur um ein kleines über sich hinausstrebt. Wo in der Welt sichtbarer Dinge, wo in der endlosen Kette des Geschehens finden wir ein Ich, ein fremdes oder ein eigenes wieder? Ist nicht schon des Menschen beständiger Drang sich zu behaupten das unleugbare Zeichen seiner Ohnmacht? Werde der du bist, ruft er sich zu. Erkenne, bessere, vollende dich, werde wirklich! Kehre um und mache neuen Anfang! Und wo eigene Kraft zu versagen scheint, erfährt er vom Himmel Reinigung und Erlösung. Was wäre das alles nötig, wenn dem Menschen sein Ich vollkommen im Handeln und im Sein gegenwärtig wäre? Was wäre der Mensch ohne die ihm vertrauten Dinge, ohne die Handlung an der er sich beweist? Die Unbedingtheit ethischen und ästhetischen Erlebens ist die Kehrseite der Not des Ichs.

Verwunderlich ist es, bei der Forderung der alten Philosophie wieder angekommen zu sein: Erkenne dich selbst. Zugleich ist es die höchste Errungenschaft des Geistes und sein schwächster Punkt, dass er, um die Welt zu erkennen, sich selbst verleugnen kann - und muss. Die Einsicht des Zweifels ist, dass nur die Erkenntnis des Ichs die wahre Erkenntnis der Welt ermöglicht. Sich selbst in der Kraft und Beschränktheit eigenen geistigen Wirkens zu erkennen: das und nicht irgendeiner Erweiterung oder Bestätigung oder Verschärfung wissenschaftlicher Forschung ist der Sinn der Erkenntnistheorie.

§ 9. Keine wissenschaftliche Beschreibung des Menschseins also, keine lebhaftere Vorstellung von der Vergangenheit, wie anschaulich und detailliert sie auch sein mag, keine Brechung auf die unbegreifliche Abhängigkeit des Bewusstseins vom Körper, wird die Unruhe stillen, welche die Frage stiftet, wenn sie gründlich aufgeworfen wird: Was -, wo -, wann bin ich ? Die Frage mag dem Menschen in innerer Schärfe unbewusst bleiben, aber er kann der Leere, der Furcht die sie bringt, nicht entfliehen, und immer wieder führt ihn die Ahnung, dass er sehr wenig ist, zurück zur Notwendigkeit sich zu verwirklichen. Das Wo und Wann des reinen Bewusstseins bleiben genehmigend. Keine Spanne in der Zeit, kein Ort im Raume, gehören ihm, es sein denn die des begrenzten, vergänglichen Körpers an die es sich klammert. Doch der Körper ist eine täuschende Behausung. Wie kommt das Bewusstsein also zu seinem Recht, wie verwirklicht es sich ? Den Wert, den es selbst behauptet, verleint es den Dingen im Raum und dem Geschehen in der Zeit. Diesen Wert nenne ich den ethnisch-ästhetischen, und die Fähigkeit des Ichs durch die er behauptet wird, das ethnisch-ästhetische Bewusstsein. Ist die Darstellung, die ich gegeben habe gültig, so sind ethnische und ästhetische Werte im Wesen des Ichs begründet.

Ethisches Geschehen und aesthetische Gegenstände weisen entsprechend eine doppelte Beschaffenheit auf, welche ich (im Anschluss an alten philosophischen Brauch) a priori und a posteriori nenne. Dass die Form des ethisch-aesthetischen Erlebens, die Unbedingtheit des Wertens, sich von dem gewerteten Stoffe trennen lassen müsse, besagen schon die Autonomien. Die apriorische Beschaffenheit des Guten und Schönen ist jene zwingende Gültigkeit, welche, in peinlichem Widerspruche zu übriger Erfahrung, unserem Erleben durch die Dringlichkeit des Bewusstseins aufgezwungen wird. Die Beschaffenheit a posteriori, andererseits, ist die Qualität des Gegebenen, welche es als ausgezeichnetes von etlichen Vergleichbaren hervorhebend, befähigt Träger ethisch-aesthetischer Werte zu sein.

Die apriorische Beschaffenheit des ethisch-aesthetischen Erlebens zu erklären ist Aufgabe der Psychologie im eigentlichen Sinne, als des Wissens um die Subjektivität des Menschen. Hier soll die Struktur des wertenden Bewusstseins nachgezogen werden. Die ethische Handlung und die aesthetische Betrachtung müssen in ihrer Reinheit, unbehindert von der Zufälligkeit des Ortes oder des Augenblickes, beschrieben werden. Hier ist zu zeigen, wie die Not und Kraft des ethisch-aesthetischen Erlebens andere Richtungen des Geistes befruchtet oder lähmt, wie aus dem ethisch-aesthetischen Bewusstsein des Menschen der Zweifel an der gedauerten Welt entspringt.

Die Deutungsschemen alle gehen von der Vorstellung eines einfachen Prinzips aus und zielen auf einen unanschaulichen, nur berechenbare Gesamtheit. Das Gegenwartserlebnis berühren sie weder als Ausgangspunkt noch als Ziel sondern als fragmentarisches unbefriedigendes Beispiel, oder aber sie berühren es garnicht. Ihr Zweck ist nicht das Ding in jener Fülle und Kraft welche wir Sein nennen. Sie will das Ding als geordnete Summe seiner Bestandteile erkennen, oder als abhängiger Baustein in einem grösseren Gebilde. Überall sucht die Deutung den allerkleinsten Teil: das Atom, oder den allergrössten Zusammenhang: den Kosmos. Die Gesamtheit der Gegenstände und der Kräfte sucht die Deutung, und dabei gehen ihr die Erlebnisse des Augenblicks, das nur in Gegenwart sich bietende Ding, die Qualität des Handelns und des Leidens verloren. Das Paradox der Deutung ist, dass sie, um zu der ihr notwendigen Ganzheit zu gelangen, gerade das, was sie zu erklären hätte, übersieht und verneinen muss. Vor allem Unmittelbarem versagt sie. Sinnvoll ist sie nur, wo sie selbst, mittels Wortes und Symbols eine Erlebnisweise stiftet, die zwar künstlich ist, aber doch überaus praktisch und erfolgreich, weil sie das nach eigenen Regeln entworfene nach eigenen Regeln lückenlos erklärt.

Der ästhetische Gegenstand ruht in sich selber. Wir stellen ihn uns vor, als führe er hinter den Erscheinungen an denen er sich offenbart seine eigene stille vollkommene Existenz. Unabhängig von dem ihn bewundernden Menschen, löst er in diesem, Kraft seiner Wirklichkeit, Freude und Wohlgefallen aus. Vom ästhetischen Gegenstande wünschen wir, dass er ~~KINDHEIT~~ ~~WAS~~ ist und bleibe, dass er wertgestaltend und wertentscheidend über der Zufälligkeit unsers Erlebens walte. Sobald wir uns aber Macht über ihn anmassen, sobald wir bestimmen und kontrollieren wollen, sowie wir verweigern uns von ihm leiten zu lassen, erlischt der ästhetische Wert. Seine Schönheit erscheint nun grotesk und schal, und wir stehen enttäuscht.

Der gedeutete Gegenstand führt ein mit anderen Gegenständen mannigfach verflochtenes Dasein. Seine Wirklichkeit ist in der urgründlichen Allgemeinheit des Begriffes. In jeder Besonderheit dient er nur zu stolzem Zweck, ein Mittel dessen Wert und Wahrheit nicht in sich beruht, ein Baustein zu einem grösseren Ganzen. Dem Gegenstande der gedeutet ist steht der Mensch nicht, wie dem ästhetischen, ehrfürchtig und staunend gegenüber, sondern urteilend und herrschend. Hier ist es des Menschen Vorrecht des Gegenstandes Wesen zu bestimmen. Hier gibt das Ding seinem Meister, dem es genört, die Freude des Besitzes und die Lust der Macht. Gehörig sein ist seine Daseinsweise, denn es besteht nur in der Deutung und lebt nur in der Spannung unserer Aufmerksamkeit.

Auf ethischem Gebiet Wert und Deutung. Hier liegt das wertende Gegenwartsbewusstsein mit der historischen Relativierung im Streite. Das **ethische Bewusstsein** des Menschen lenkt all seine Kräfte auf die zu erfüllende Gegenwart. Zu gunsten des Jetzt verlangt das ethische Bewusstsein die Entwertung der Vergangenheit und die Geringschätzung der Zukunft. Was Gedächtnis und Schrifttum in der Phantasie lebendig werden lassen, verurteilt das ethische Bewusstsein als leere, belanglose Träumereien, die wertvoll höchstens dadurch werden könnten, dass sie Geist oder Willen zu neuer, gegenwärtiger Erkenntnis oder Handlung antrieben. Auch die nebensächliche, triviale Handlung gelangt zur Würde. Das Unscheinbare kann wertvoll werden, das Wesentliche ist es, nicht weil es vergleichbares an Wert übertrüfe, sondern weil es als unmittelbares, einzig erreichbares Erleben, unvergleichbar mit vergangenem oder zukünftigen, als einzig mögliches, deshalb als einzig wertvolles die Gegenwart erfüllt. Das ethische Bewusstsein erhebt den Augenblick zur höchsten Würde. Es sammelt den Sinn der Zeit, der Vergangenen wie der kommenden in diesen einen hohen kostbaren Punkt zusammen.

Die historische Vorstellung kennt nicht die lebendige Freiheit der Gegenwart. Der historische Augenblick, auch der bedeutendste, geht in unendlich flutender Zeit verloren. Das Jetzt ist nur ein Nachwort zur Vergangenheit oder eine Vorbereitung für Zukünftiges. Das Seiende wird zu gunsten des Gewesenen und des Kommenden entwertet. Die historische Vorstellung kann den Augenblick und seine überwältigende Wirklichkeit nicht begreifen. Er geht verloren in jeweils zu berechnender Zeitspanne, welche aus unergründlicher Vergangenheit stammend sich in unüberblickbaren Fernen der Zukunft verliert. Zwischen Vergangenheit und Zukunft schwebt das Jetzt als bestand- und gehaltlose Grenze. Alle Werte werden im unendlichen Ausmasse vergangener und zukünftiger Zeit zunichte. Konsequenter durchgeführt, kennt die Geschichte kein entgültig Bedeutendes, denn ~~XXX XX XXX XXX~~ ~~XXXXXXXXXX~~ das Denkmal, das zu bestehen scheint ist nur Täuschung, und ~~XXXXXXXX~~ verfällt, ehe du es bemerkst, auch der Vergessenheit.

Der Zwiespalt von Deutung und Wert bestent überall, und unbewusst wird er vom Menschen in Kauf genommen. Nicht Aufgabe eines jeden Geistes ist es, die beiden Pole in dialektischem Wechsel zu verstenen, zu vertreten, und zu vereinen. Wo immer ein Gegenstand uns schön, wann immer eine Handlung uns gut erscheint, da geht ein Riss durch das schematische Gleichmass der gedeuteten Welt. Tag für Tag entzündet sich am Schönen und Guten der Zweifel in den Gemütern ungezählter Menschen. Es beeinträchtigt nicht seine Wirksamkeit, dass sie ihn nicht aus seinem Ursprunge erkennen, dass sie ihn nicht in seine Konsequenzen verfolgen. Wo er wirkt stiftet er Unruhe vor altbekannten Vorstellungen und Unzufriedenheit mit dem vertrauten Katechismus der Begriffe. Überall sucht er neue Ausblicke, überall findet er neue Wirklichkeit. Der Zweifel ist es, an dem sich des Geistes Leben täglich verjüngt. Denn der Zweifel, bewusst oder unbewusst, benannt oder unbenannt, ist die fruchtbare Quelle wirklichen Wissens und wahrer geistiger Errungenschaften.